

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 233.

Samstag, 5. Oktober.

1929.

(8. Fortsetzung.)

Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Neffel.

(Nachdruck verboten.)

10.

Als Ellinor mit Mabel Peers zur Garderobe ging, stand Chung Li plötzlich wie ein Schatten neben ihr und flüsterte ihr leise ein paar Worte zu.

„Entschuldigen Sie mich einen Moment, kleine Mabel“, sagte sie und folgte Chung Li, der hinter eine Säule getreten war.

„Wer hat mich erkannt?“, flüsterte Ellinor.

„Jules Smith, vom „Herald“, ich habe ihn gesehen, als ich durch die Säle ging, um nach Ihnen zu schauen, Miß Ellinor.“ Mr. Stanley hat mir befohlen, Sie keinen Augenblick allein zu lassen, und ich bin Ihnen gefolgt. Ich kenne den Reporter Smith, er war einmal bei Mr. Stanley, als ich Mr. Stanley gerade bediente. Ich vergesse keinen, den ich einmal sah!“

„Und warum glaubst du, daß er mich erkannt hat?“

„Er folgte Ihnen schon von der Oper her und läßt Sie nicht aus den Augen. Wenn Sie sich vorsichtig umsehen, Miß Ellinor, da drüben steht er.“

Ellinor sah sich langsam um. Da stand ein kleiner Mann im schlechtstehenden Frack und las die Abendnummer der „Evening Review“. Das sah ganz harmlos aus, aber plötzlich sah Ellinor, daß in der Zeitung ein kleiner Riß war, und durch diesen Riß spähte ein kühles Auge zu ihr herüber.

Das ist ja gräßlich, dachte Ellinor, alle dürfen mich finden, nur nicht der Reporter des Konkurrenzblattes, dann hat Baters ganze Idee gar keinen Sinn gehabt. Aber was tun? Der Mann, der sie beobachtete, sah nicht so aus, als ob man mit ihm spassen könne und 100 000 Dollar waren immerhin noch keine Kleinigkeit. Sie verstand nicht, warum Jules Smith sie nicht feststellte, da er sie doch erkannt hatte, war das ja nur eine Kleinigkeit für ihn. Sollte Chung Li vielleicht Unrecht haben. In diesem Moment aber drehte sich Jules Smith zu ihr um und grinste frech, während er wie unabsichtlich die „Evening Review“ so hielt, daß Ellinor die Rubrik sehen mußte, wo der tägliche Bericht über sie stand. Kein Zweifel, Jules Smith wußte, wer sie war.

Nur blitzschnelles Handeln konnte Ellinor retten.

„Wie lange fährst du von hier bis nach Hause, Chung?“

„Fünfzehn Minuten mit dem Wagen!“

„Gut, du fährst sofort nach Hause, im Eiltempo, holst einen kleinen Koffer mit ein paar einfachen Kleidern und etwas Wäsche, außerdem bringst du den Paß mit, weißt du, den Paß, den uns der feine Gentleman neulich für 3000 Dollar verkauft hat. Du bringst alles sofort hierher, läßt dir ein Zimmer geben und gibst mir dann sofort den Schlüssel. Ich warte im Vestibül. Noch eins: Sorge dafür, daß der Wagen des guten Mr. Smith unterwegs eine Panne bekommt, du weißt schon...“

Chung Li sah seine schöne Herrin begeistert an:

„Riß Ellinor können sich auf mich verlassen!“

Ellinor ging zu Mabel zurück, die schon ungeduldig von einem Fußchen auf das andere trat. Jetzt kam noch ein Problem: Wie wurde man dieses kleine abenteuerlustige Frauchen auf die anständigste Art und Weise los?

Ellinor haß Mabel in den Felsen.

„Ich muß meinen Wagen leider nach Hause schicken, es ist Ihnen doch recht, wenn wir eine Taxe nehmen?“ Mabel nickte.

„Alles ist recht, was Sie tun, Axel“, dabei lehnte sie sich mit verführerischem Lächeln fest an Ellinors Arm. Die Sache wird brenzlich, dachte Ellinor.

Ein wenig zitterten ihr die Knie, als sie jetzt dicht an Jules Smith vorüber ging.

Jules Smith zündete sich mit dem gleichgültigsten Gesicht der Welt eine Zigarette an. Er wußte, Ellinor war ihm sicher, er ließ sie gern noch ein bißchen herumzappeln, entgegen konnte sie ihm nicht mehr, was Jules Smith in den Klauen hatte, das ließ er nicht so leicht wieder los. Die Nummer von Ellinors Auto stand in seinem Notizbuch notiert. Morgen früh würde sie ganz New York kennen. Smith verfolgte einen ganz bestimmten Plan. Er wollte Ellinor nicht einfach entlarven, wie das vielleicht jeder andere getan hätte, nein, er wollte auch für seine Zeitung eine Sensation aus der Sache machen, von der die Welt sprach. Nun, dem alten Stanley würde die Sache schon unangenehm werden! Smith sicherte schadensfroh, als er an den Bericht dachte, den er vor fünf Minuten dem „Herald“ telephonisch angekündigt hatte. Das Spielchen um die 20 000 Dollar und die Exkursion im Frack mit dem kleinen Dämchen, sollten dem alten Stanley noch ein Nützchen zu Laaden geben.

O, Jules Smith kannte die New Yorker. Er wußte, wie moralisch sie sein konnten, wenn man die Sache richtig aufzog. Jetzt würde er den Spieß umdrehen. Man sollte Jules Smith noch kennen lernen. Im Hintergrund seines Journalistenschädels aber wälzte der ehrgeizige ehemalige Zeitungsjunge einen ehrgeizigen Plan, es war der kühnste Plan, den er jemals gedacht hatte, aber dieser Plan hypnotisierte ihn. Er wollte Mac Stanley einmal zittern sehen, er wollte, daß einer von den Obersten einmal in seiner Sicherheit erschüttert würde, Stanleys Blick sollte einmal flackern — einmal sollte er abhängig von ihm sein.

Und Jules Smith wußte genau, wie man das machen konnte, er hatte sich in seinem Kopf alles zurecht gelegt und er handelte ganz klar und bewußt. Liebevoll strich er über seine Brusttasche, hier hielt er seinen kleinen Apparat verborgen, ein kostbares Ding, mit dem man bei jedem Tageslicht Aufnahmen machen konnte, mit dem man knipsen konnte, ohne daß der andere etwas davon merkte. Und dieser kleine Apparat war heute abend zweimal in Tätigkeit getreten und Jules Smith verwahrte in seiner Kassette zwei Aufnahmen, die, wie er wußte, der alte Stanley mit Gold aufwiegen würde, wenn er sie bekäme — aber er würde sie nicht bekommen!

Ellinor hatte Mabel zu einer Taxe gebracht. Jetzt hieß es, ohne Verdacht zu erregen, von ihr frei zu kommen.

Ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Sie lachte leise.

„Armer George, nun wirst du wieder einmal von mir mißbraucht, aber es geht nicht anders!“

Mabel war schon in das Taxi gestiegen und erwartete, daß Ellinor nachkäme. Ellinor ergriff plötz-

in Wadels Hand, neigte sich ganz dicht zu ihr und flüsterte:

„George Wellton beobachtet uns, es ist besser, Sie fahren allein, ich komme nach!“

Ehe Mabel antworten konnte, hatte Ellinor den Schlag zugeworfen und rief dem Chauffeur die Adresse zu. Der Wagen sauste davon.

Ellinor sah sich um. Gott sei Dank, sie war allein, auch der unheimliche Smith war nirgends zu sehen. Sie ahnte nicht, daß Jules Smith soeben mit schadenfrohem Schmunzeln die dritte Platte in seine Kassette schob.

Wenige Minuten später sauste der Lift mit Ellinor zum fünfzehnten Stockwerk. In einem kleinen Zimmer erwartete sie Chung Li mit den bestellten Kleidern.

Unbemerkte verließ Ellinor nach einiger Zeit den Madison Square Palast, niemand achtete auf die Dame im schlichten Pelzmantel, die aussah, wie tausend andere Frauen in New York.

Jules Smith schrieb an diesem Abend noch lange in seinem kleinen Hotelzimmer und als er den Brief spät in der Nacht in den Kasten steckte, da wußte er, daß nun der schönste Skandal im Gang war und daß der Wettlauf um Ellinor nun wohl andere Formen annehmen würde, als es sich der alte Stanley gedacht hatte.

Jules Smith sollte recht behalten: Der Skandal kam in Gang. Der Skandal ließ sich nicht mehr aufhalten. Er wanderte vom Stenogrammblock der Sekretärin in die Schreibmaschine, von der Schreibmaschine in die Sekerei, aus der Sekerei in den Rotationsmaschinenraum, vom Rotationsmaschinenraum in die Falzerei, in der Falzerei wurde er gebündelt und schließlich wanderte der Skandal in Form von riesigen Zeitungsblündern in die Öffentlichkeit.

Expreszüge brachten den Skandal durch ganz U. S. A. Telephone klingelten ihn nach New York und das Heer der Zeitungsverkäufer heulte ihn durch die Straßen!

„All abort, Ellinor! Die größte Sensation! Bluff, Bluff! Die entzückendste Frau des Jahrhunderts! Alles lacht über Ellinor!“ Ja, der Skandal war im Gang! Alles lachte über Ellinor. Manhattan lachte, Hoboken lachte, Jersey City schüttelte sich vor Lachen!

Diese Ellinor! Sollte man es glauben? Diese Ellinor hatte den größten Erfolg auf dem Broadway, den es jemals gegeben hatte! Im Frack war sie in die Metropolitan Opera gegangen — keiner hatte sie erkannt! Irgend einem Dandy (Namen waren ja leider in dem Bericht nicht genannt!) hatte sie beim Spiel 20 000 Dollar abgelutscht, und der Idiot hatte nicht gemerkt, mit wem er spielte. Eine Frau hatte dieses Teufelsmädchen ausgeführt und diese Frau hatte sie für einen Kavaliere gehalten. Man konnte noch sterben vor Lachen!

Als Bobby Carlton die Morgenausgabe der „Evening Review“ in die Hand bekam, stieß er einen so lauten Juchzer aus, daß Phil schreckensbleich in das Schlafzimmer gestürzt kam, weil er dachte, seinem Herrn sei etwas zugestoßen.

Bobby tobte im Bett herum, wie ein Wilder.

„Phil“, schluchzte er vor Lachen, „Phil, ich glaube, ich werde verrückt!“

Phil sah seinen Herrn bekümmert an:

„Es hat den Anschein“, sagte er dann resigniert.

„Phil“, schrie Bobby, „Phil, hast du schon mal einen Menschen gesehen, der ein kompletter Idiot ist? Nein? Nun, dann schau mich mal ganz genau an, ich bin einer!“ Phil erkundigte sich mit unendlich zarter Stimme, ob er vielleicht einen Eisbeutel wünsche.

Aber Bobby antwortete nur mit einem wiedernden Gelächter.

Phil hatte einmal irgendwo gelesen, daß man Irre möglichst sanft und zart behandeln müsse, da sonst das größte Unglück geschehen könne.

„Mr. Carlton“, sagte er in einem Ton, wie vielleicht ein Großvater zu seinem schwachsinnigen Enkelkind sprechen würde, „Mr. Carlton, kann ich irgend etwas für Sie tun?“

Bobby schnappte nach Luft. Die Tränen liefen ihm frontweise das Gesicht herunter, so hatte er gelacht.

„Das Telephon!“, leuchtete er.

Phil stürzte ins Nebenzimmer und holte den Apparat.

„Verbinde mich mit Mr. Wellton!“

Phil gehorchte.

Nach wenigen Minuten hatte er die Verbindung hergestellt. Bobby tutele in den Apparat.

„Hallo, George, hallo, bist du da? So, selbst am Apparat? George, Herzensjunge, ich wollte dir ja nur sagen, daß du das größte Kamel bist, was auf Gottes Erdboden herumläuft! Warum ich dich am frühen Morgen beleidige? Ach, George, lies die Geschichte von Ellinor in der Morgennummer der „Evening Review“, und wenn du sie gelesen hast und dann noch behauptest, ich hätte Unrecht, dann zahle ich dir die 20 000 Dollar zurück, die du verspielt hast, du Idiot!“

Bobby knallte den Hörer in die Gabel, ehe George antworten konnte.

„Phil“, flüsterte er ganz leise, „Phil, hol was Gutes aus dem Keller, mir ist ganz schwach vor Lachen!“

Zur selben Stunde tobte auch ein anderer im Bette, aber diesmal nicht zum Vergnügen!

Jules Smith war außer sich! Wie hatte das passieren können? Sein ganzer schöner teuflischer Plan war zerstört! Wie waren seine Bilder, die er eigenhändig in den Brief gelegt hatte mit einem ausführlichen Bericht, der dem alten Stanley den Hals brechen sollte, in die Hände von Stanley gelangt? Er hatte den Brief selbst geschrieben, er hatte die Adresse selbst ausgefüllt, er hatte schon tausendmal die Adresse seiner Redaktion geschrieben, er konnte sich nicht geirrt haben! Irgend ein Schuft mußte die Hand im Spiel haben. Seine Bilder waren gestohlen worden, seine Bilder prangten in der Morgenausgabe der „Evening Review“.

Und der „Herald“, für den die Sache bestimmt gewesen war, hatte nichts gebracht, gar nichts!

Jules Smith schellte nach der Bedienung. Er drückte seinen Daumen so hart auf die Klingel, daß es ihn schmerzte, aber dieser kleine Schmerz tat ihm sonderbar wohl. „Das Kursbuch!“, schnaubte er.

Sein Auge fuhr suchend die Spalten entlang. Wenn er den Früherpreß nahm, konnte er am Abend an Ort und Stelle sein. Vielleicht traf er die Herren noch beim Abendtisch an, dann konnte seine grandiose Idee noch einigermaßen gerettet werden. Die Hauptsache war ja verpufft, immerhin bestand die Möglichkeit, daß man die Sache noch einigermaßen arrangieren konnte. Man mußte ihm beim „Herald“ doch dankbar sein, wenn er Material brachte, das man gegen Mac Stanley verwenden konnte.

In fliegender Hast packte Jules Smith seinen Koffer. Er nahm nur wenig Sachen mit, denn er war fest entschlossen, die Jagd nach Ellinor nicht aufzugeben, er hielt ja die besten Trümpfe in der Hand. Er wußte die Nummer von Ellinors Wagen, er wußte, wem der Wagen gehörte, eine kleine Nachfrage bei der Polizei hatte genügt, um festzustellen, daß die kleine rote Limousine N Y 1124 Miß Mary Kington gehörte, und daß Miß Mary Kington in der Winsloestreet eine kleine Villa besaß. Um diese kleine Villa war Jules Smith gleich am nächsten Tag wie ein Spürhund herumgeschlichen, und wenn er auch von Ellinor nichts gesehen hatte, so hatte ihm allein schon die Anwesenheit Chung Lis genügt, der in der Garage gestanden hatte und den Wagen abgesprüht hatte. Chung Li aber war Ellinors Diener, also hatte seine Berechnung gestimmt.

(Fortsetzung)

Gedanken.

Wißt du, was Gedanken sind?
Sie kommen und gehen wie Frühlingwind,
Sind Blumen, die blüh'n, sind Stürme, die toben,
Sind rasende Flüche, sind Worte, die loben.
Dann ist es vorbei. Alles zu Ende,
Leben und Lieben und Schicksalswende,
Übrig bleibt nur ein feindlicher Hauch,
Fern, fern, Gedanken, wie steigender Rauch.

Lila Nickel.

Das blaue Pferd — —

Von Liesbet Dill.

Meine Münchener Freundin nennt sich nicht mehr Katharina, den Namen kann sie nicht mehr hören, seit sie in Schweden war, nennt sie sich Karin. Als Karin hörte, daß ich nach Schweden fuhr, erteilte sie mir einen Auftrag. Karin erteilt gerne Aufträge, besonders solche, die nicht leicht auszuführen sind. Meist handelt es sich darum, ihr etwas irgendwohin mitzunehmen oder mitzubringen, einen Pelzmantel, eine Schreibmaschine oder etwas, das man „nur in Paris“ und „nur in Florenz oder in Holland findet“. Karin gefallen nur Dinge, die man unter Schwierigkeiten und im Ausland kauft. Bei uns gibt es eben so etwas noch nicht, sagt sie dann. Diesmal war's ein blaues Pferd. Jawohl, blau, zwischen türkis und dem fahlen Grün, das die alten Ägypter benutzten. Im Britischen Museum in London hatte sich Karin für diese Farbe erwärmt, und in Stockholm hatte sie im Vorbeifahren, sie hatte damals keine Zeit gehabt, aussteigen, so ein wundervolles springendes Pferd aus blau-grüner Pavance im Schaufenster eines kleinen Ladens gesehen, der zwischen einem öffentlichen Garten und einer Schwimmanstalt lag, in einer Straße, deren Name Karin vergessen hatte.

„Ein Pferd?“, fragte ich entsetzt, „wie soll ich denn das transportieren?“ — „Transportieren!“, sagte Karin. Du sprichst, als ob sich's um einen Renn Gaul handelte. Das Pferd ist nur einen halben Meter hoch. Das läßt man sich in ein Kistchen packen, unterwegs wird's verpackt, die Transportkosten trage ich natürlich.“ — „Das wird ein nettes Vergnügen werden“, dachte ich. Dieses blaue Pferd würde wahrscheinlich mehr Zoll und Verpackung und Transportkosten kosten, als das ganze Pferd wert war. „Und weshalb mußt du denn dieses Pferd ausgerechnet in Schweden kaufen?“, erlaubte ich mir zu fragen. Aber da prasselte es auf mein Haupt. „Siehst du, so was kannst auch nur du fragen — du bist doch im Land des Porzellans — dort wird es doch gemacht. Und da du nicht über Kopenhagen fährst und gerade in Stockholm bist, wo das Pferd noch vor einer Woche im Laden stand, ist es doch sehr einfach, es von dort mitzubringen. Nachher kann man lange danach herumlaufen. Mein Grundfak ist immer, die Dinge, die mir gefallen, an Ort und Stelle sofort zu kaufen.“

Weshalb Karin damals in Stockholm von ihrem Grundfak abgewichen ist und dieses blaue Pferd nicht selbst mitnahm, erklärte sie mir: „Ich war damals nicht bei Kasse.“ Das kommt manchmal vor, bei Karin.

Ich trachte also durch das sommerheiße Stockholm und suchte nach dem blauen Pferdeladen. Da ich die Straße nicht wußte, fragte ich die Schulkleute. Aber die verstanden weder mein Deutsch noch mein Englisch. Nach blauen Pferden kann man Schulkleute nicht fragen. Ich versuchte es mit Kindern. Die starrten mich an, als ob ich nicht ganz bei Verstand sei. Ich fragte alte Herren, aber die hatten nie etwas von einem Laden mit einem blauen Pferd — nein, wirklich nicht. Und sie gingen rasch weiter, indem sie mir einen mißtrauischen Blick zuwarfen. Ich irrte lange in den Geschäftsstraßen Stockholms herum, denn Schwimmanstalten und öffentliche Gärten gibt es in dieser gesunden Wasserstadt genug. Die Leute wichen schon schon vor mir zurück, wenn ich sie nach einem blauen Pferd fragte.

Endlich fand ich das Geschäft durch einen Zufall. Ich kam aus einer Schwimmanstalt und — stand vor einem kleinen Laden, in dessen Schaufenster das springende Pferd stand. Es war blau, türkisblau und sehr wirkungsvoll. Ich ging in den Laden und kaufte es. Ich fand noch eine Menge anderer schöner Gegenstände in Kupfer, Bronze und Pavance und suchte mir noch ein paar hübsche Dinge aus, die nicht gerade so umfangreich waren wie das Pferd. Eine Madonna, einen Leuchter und eine sehr feine Schokoladentasse. Als das Pferd eingepackt war und ich meine Reiseerinnerungen bezahlte, fragte ich: „Woher kommt denn die Madonna?“

„Aus München“, sagte das Fräulein, das die Pakete einschnürte.

„Und dieser Leuchter?“ fragte ich.

„Der kommt aus Sachsen“, war die Antwort.

„Und diese Tasse?“

„Aus Berlin.“

Nach dem blauen Pferd wagte ich nicht mehr zu fragen. Es schien aus derselben Familie zu kommen wie die Madonna. Als aber dann das blaue Pferd mit mir übers Meer und in D-Zügen durch die Lande reiste und ich den Zoll dafür entrichtete, bildete ich mir ein, ein gutes Werk getan zu haben. Erstens an dem Zoll, der denselben Gegenstand zweimal bezahlt bekam, zweitens an den vielen Gepäckträgern, die das Klischee schleppen durften, drittens an Karin, die glücklich ist, weil sie sich einbildet, ein blaues Pferd aus Stockholm zu besitzen. Es steht in ihrem „Studio“ in München, woher es höchst wahrscheinlich kam.

Wiener Schnitzel

Von Heinz Scharpf.

Wenn man in Berlin neugierig fragt: „Was gibt's denn da?“ und es gibt weiter nichts, bekommt man zur Antwort: „n Quark!“

In München: „An Schmarrn!“

Aber in Wien lachen sie einem fröhlich ins Gesicht: „A Mehlweis zum Umhängen!“

Der bekannte ehemalige Wiener Gemeinderat Pichler betätigte sich gern als Fremdenführer. Wie vielen hatte er schon voll Enthusiasmus seine liebe Vaterstadt gezeigt und ihre Schönheit gepriesen. Einmal sah er eine größere Familie vorm Stephansdom, die den guten, alten Stieffell voll Bewunderung anstaunte. Gleich war Vater Pichler da, führte die Herrschaften auf den Turm hinauf und zeigte den staunenden Augen alle Herrlichkeiten in der Runde. Beim Abstieg fragte er dann: „No, hat's den Herrschaften g'fall'n? Sie werden doch hoffentlich wieder einmal herkommen zu uns?“

„Nicht ausgeschlossen“, nickten die Herrschaften, „vom 9. Bezirk ist's ja nicht so weit!“

Die Wiener Hausgehilfin ist immer auf dem Weg, sich zu verbessern. Griensteidl's stellten eine junge Magd an, eine stramme Libussa, die sich vier Wochen lang tapfer durchfrat und dann eines Morgens sagte: „Gnädige Frau, muß ich aufpassen, alleweil kann ma nit auf ane Fleck sitzen, möcht ma sich verbessern.“

Frau Griensteidl gab ihr zehn Schilling mehr und sie blieb. blieb einen zweiten, dritten und vierten Monat, und schließlich ein Jahr.

Als aber das Jahr um war, kündigte sie sofort. Dabei heulte sie wie ein Schoßhund. „Schauen S', Gnädige, da müssen S' ane Einsicht haben, krieg ich jetzt ane Jahreszeugnis von Ihnen, und mit ane Jahreszeugnis brauch i doch nimmer in ane ansehnliche bürgerliche Haus dienen.“

Onkel Theobald, der joviale Hofrat, litt an zunehmenden paralytischen Störungen. Er hieß aber trotzdem stoisch im Amt, wenn er sich auch nur durch die verworrensten Stotterfähe verständlich machen konnte. Die Handschrift hatte er überhaupt verlernt. Legte man ihm ein Schriftstück vor, drückte ihm ein Ministerialbeamter die Feder in die Hand und Onkel kribelte einen herniederfahrenden Blitz darunter.

Anfang dieses Jahres wurde nun der gute Theobald verdientermaßen abgebaut. Bei der ihm zu Ehren veranstalteten Abschiedsfeier zeigte sich so recht seine Beliebtheit. Sogar der Minister war gerührt.

„Tja“, sagte er zu einigen Herren bedauernd, „schad um den Hofrat, jammerschad. Er hat die einzige deutliche Unterschrift im Ministerium g'habt.“

Wer auf das goldene Wiener Herz spekuliert, kommt nie mit leeren Händen heim. Bettelle da einmal ein armes Weib, erzählte von seinen kleinen Kindern, die draußen in Breitenfee entseßlich froren, und wurde gleich von einem Wiener zu seiner Frau mit heimgenommen.

Alles, was sich an alten Kleidern, Schuhen und Wäsche stüden fand, wurde herbeigeschleppt und der Unglücklichen geschenkt. Ein großer Sad voll. Unter tausend Segenswünschen nahm das arme Weib Abschied.

Aber unter der Tür blieb es nochmals stehen: „San's net bös, weil i mi halt schon so schleppen muß wegen Eahna, tat i no um a Trambahngeld bitten.“

Ich wollte einen befreundeten Arzt in der Irrenanstalt Steinhof besuchen. Also fragte ich am Schottentor einen biedereren Wiener Bürger: „Entschuldigen, mit welcher Elektrischen komme ich denn nach Steinhof?“

„Da müssen S' drüber einsteigen, da fährt grad a Wagen, den erwischen S' noch.“

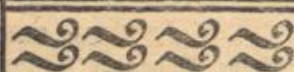
Ich lief dem Wagen nach, erreichte ihn, schwang mich aufs Trittbrett, mit festem Griff half mir jemand auf die Plattform und noch ganz atemlos leuchtete ich: „Ein Billett nach Steinhof!“

„Na, na!“ schüttelte der Kondukteur den Kopf, „wenn's so preßiert, hätten S' ja mit der Sanität fahr'n können.“

Meiers Annoncen-Bureau gibt das alte Witzblatt „Der fidele Wiener“ heraus. Im Laufe der Zeiten sind die Witze immer spärlicher geworden, der Annoncenstil tief unverändert weiter.

Vor einem halben Jahr hörten die Witze ganz auf. Es las sie ohnehin niemand mehr.

Es erscheinen jetzt nur mehr die Inserate allein. Bis heute hat es noch keiner gemerkt. Es liest sie nämlich auch niemand.

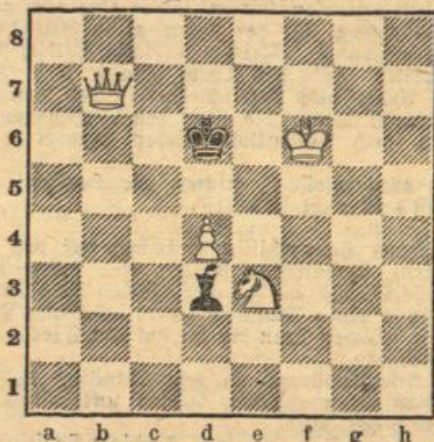


Schach



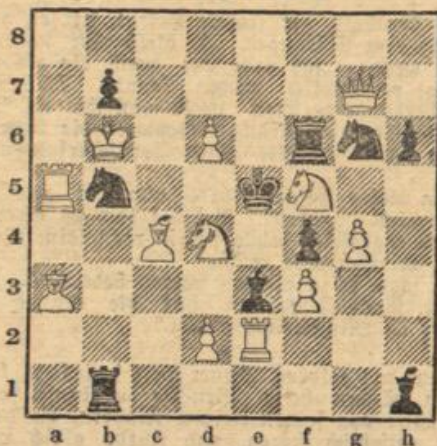
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 79. F. Lazard.



Weiß: Kf6, Db7, Se3, Bd4. Schwarz: Kd6, Ld3.
Matt in 3 Zügen.

Nr. 80. A. Mari.



Weiß: Kb6, Dg7, Ta5, e2, La3, c4, Sd4, f5, Bd2, d6, f3, g4.
Schwarz: Ke5, Tb1, f6, Le3, h1, Sb5, g6, Bb7, f4, h6.
Matt in 3 Zügen.

Vielfach wird den Kämpfenden um die Weltmeisterschaft der Vorwurf gemacht, daß sie zu wenig Abwechslung beim Gebrauch der Eröffnungen der Partien bringen. So auch diesmal hier in Wiesbaden, wo die beiden Meister — Dr. Aljechin und Bogoljubow — sämtliche ersten acht Partien mit d2—d4 eröffneten. Dieser Vorwurf ist übrigens nicht neu. Schon damals als Steinitz und Zukertort ihren großen Zweikampf spielten, wurde er erhoben. Steinitz eröffnete stets mit e2—e4 (8 mal spanisch, 1 mal schottisch und 1 mal wienerisch). Zukertort dagegen spielte mit einer Ausnahme immer als ersten Zug d2—d4. Bei dem darauf folgenden Match um die Weltmeisterschaft zwischen Steinitz und Tschigorin zu Habana im Jahre 1889 waren die Eröffnungen ebenfalls wenig abwechselnd. Steinitz spielte stets Sg1—f3 und Tschigorin stets e2—e4. (1 mal spanisch und 10 mal den Evansgambit, wobei die ersten sieben Züge immer die gleichen waren.) In dem Zweikampf zwischen Tschigorin und Grünberg im Jahre 1890 zu Habana wurde bestimmt, daß jeder Meister nur zweimal die gleiche Eröffnung wählen durfte. Diese Bedingung war gekünstelt und ein Zugeständnis an die Oberflächlichkeit. Der Wettkampf zwischen zwei großen Meistern ist kein Schauspiel der Zerstreuung, das durch Aeußerlichkeiten jedem etwas bieten muß. In der Illustrated London News (1886) wurde bei

Gelegenheit des Kampfes zwischen Steinitz und Zukertort die Aufmerksamkeit auf die sensationellen Berichte der amerikanischen Zeitungen gelenkt, die jede Aeußerlichkeit ausführlich meldeten. So legten einige Blätter besonderen Wert auf die Meldung, daß Steinitz das eine Mal aus einem weißen Glas trank, und das andere Mal aus einem gelblichen Gefäß. Das Schachspiel hüte sich vor derartigen Interessenten, die es zum Schluß dahin bringen, daß die Kämpfer unter den Klängen eines Marsches aufmarschieren und mit volltönenden Namen dem Publikum vorgestellt werden. Nach der London News betrachteten die amerikanischen Zeitungsschreiber den ersten Kampf um die Weltmeisterschaft als eine Operette, in welcher die beiden Meister als Hauptpersonen und das Publikum als Chor auftraten.

Partie Nr. 36. Gespielt im Länderwettkampf England gegen Nichtengland zu Ramsgate am 31. März 1929.

Vierspringerspiel. Weiß: Maroczy, Schwarz: Yates.

1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Sc3—Sf6, 4. Lb5—Lb4, 5. 0-0—0-0, 6. d3—d6, 7. Se2. Diese Spielweise an Stelle der üblichen Fortsetzung 7. Lg5 ist von Maroczy wiederholt angewendet worden. 7... Se7. Chancenreicher dürfte 7... Lc5 sein. 8. Sg3—c6, 9. La4—Sg6, 10. c3—La5, 11. d4. Jetzt endlich wird die Symmetrie der Stellungen aufgehoben. 11... e6, statt dessen käme 11... Te8, eventuell d5 in Betracht. 12. Lb3—Lxb3, 13. Dxb3—Lb6, 14. dxe5—dxe5, 15. Lg5—De7, 16. Td1—Td8, 17. Sh5—Txd1, 18. Txd1—Lxf2+. Dadurch gewinnt zwar Schwarz einen Bauern, aber er verliert ein wichtiges Tempo. 19. Kf1—Lb6, 20. Lxf6—gxf6, 21. Td7!—Dc5, 22. Dc2—Sf4, 23. Sxf4. Ungünstig für Weiß wäre 23. Sf6+—Kg7, 24. Sg4—Db5+ usw. Nach dem Textzuge erlangt Weiß ein überlegenes Spiel. 23... exf4, 24. Sd4. Auf 24. Txb7? würde 24... Td8 mit der Drohung Td1+ für Weiß verhängnisvoll werden. 24... Td8, 25. Txd8—Lxd5, 26. De2—Dg5. Etwas besser wäre h5. 27. Sf5—h5, 28. Dd3—Lb6, 29. h4. Schwarz gibt auf, denn auf Dg8 oder g4 geht durch Se7+ bzw. Sh6 die Dame verloren.



Rätsel



Rätselhafte Inschrift.



Rätselwort ohne Kopf.

Wenn Rätselwort ohne Kopf gewinnt,
So bist du ihr nicht gut gesinnt.

Verwandlung.

Es ging von einem Mohren
Kopf, Hals und Fuß verloren;
Da wurd' er auf der Stell'
Mit einem Mal ganz — heill!

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 227.

Bilderrätsel: Urahne, Großmutter, Mutter und Kind...
Anno dazumal: Dreher, Droier. — Roheit: F(au)st, Faust.

Richtige Lösungen sandten ein: Friedel Bingmer, Max Birnbaum u. Hermann Sipper, Minai Hüwel, sämtlich aus Wiesbaden.